einmal um ein Princip. Ein paar tausend Soldaten weniger oder mehr — das ist doch am Ende wirklich nur eine Frage des Maßes, die das Princip nicht trifft. Wir könnten, ohne dem Programme das Mindeste zu vergeben, ganz gut Concessionen machen. Aber wir dürfen es nicht, weil unsere Wähler nicht wollen — und schließlich sind es die Wähler, welche die Geschichte bezahlen. Wir dürfen doch über ihr Geld nicht gegen ihren Willen verfügen. So ist es gekommen, daß durch uns wahrscheinlich ein Minister fallen wird, den zu erhalten unsere Partei das größte Interesse hätte, zur innigsten Freude der Conservativen, die ihn gegen uns zu vertheidigen scheinen und doch seinen Sturz schon gar nicht mehr erwarten können."

„Das ist eigentlich riesig amüsant —"

„Ja, wenn es einen weiter nichts angeht, mag es wohl amüsant sein, für uns ist es sehr traurig, und Niemand weiß Rath. Und man darf sich zuletzt nicht wundern, wenn immer mehr gerade die Besten und Edelsten der Nation sich der Politik schon mit Ekel entfremden. Wir sind heute so weit, daß man nur gerade aus Scham und Pflicht noch candidirt und jeden, der nicht mehr gewählt wird, beneidet. Es wird einem Alles verleidet, und mancher ehrliche Freund der Freiheit klagt schon das allgemeine Wahlrecht an."

„Es ist merkwürdig: Franzosen haben mir, als ich das letztemal in Paris war, oft das Nämliche gesagt."

„Es scheint eben international: den anständigen Leuten ist die Politik vergällt, und sie wird immer mehr ein Geschäft der Speculanten. Die können sich freilich gar nichts Besseres als solche Zustände wünschen. Ihr Weizen blüht. Die Staatsbürgerzeitung hat durch die antisemitische Hetze im letzten Quartal gleich dreitausend Abonnenten gewonnen, und dieses Quartal gewinnt sie vielleicht noch mehr. Wenn einer ohne Gewissen nur den niedrigen Instincten dient — das sind die einzigen Leute, die jetzt mit der Politik zufrieden sind."

„Sie sehen ein bischen schwarz . . ."

„Wir haben auch alle Ursache. Die Zukunft ist, wohin wir immer blicken, trübe, und es gibt eine einzige Hoffnung: das sind die Arbeiter, das ist der Socialismus. Im Kampfe gegen den Antisemitismus hat sich der Socialismus zuerst als ein Factor der deutschen Cultur gezeigt, indem er allen Verlockungen widerstanden und treu bei uns ausgeharrt hat. Und auf den Socialismus muß man sehen, wenn man wieder ein bischen Vertrauen und Zuversicht gewinnen will. Die Socialisten sind die verläßlichsten Hüter der Freiheit, die ehrlichsten Diener einer gesunden Entwicklung —"

„Na — ob nun gerade im Sinne der kapitalistischen Interessen —?"

„Ah . . . wegen der gewissen ökonomischen Utopien? Die treten doch immer mehr zurück und werden mit der Zeit ganz platonisch. Man verleugnet sie nicht, aber sie spielen doch praktisch gar keine Rolle. Sie sind jetzt nur noch so wie ein frommer Glaube an ein besseres Leben nach dem Tode. Den kann man ihnen ja lassen, und ich habe es für einen groben taktischen Fehler gehalten, daß Richter gerade jetzt neuerdings gegen sie gesprochen hat. Das hat gar keinen Sinn und Zweck. In allen politischen Fragen sind die Socialdemokraten heute unsere natürlichen Bundesgenossen, und ich zweifle nicht, daß sie mit der Zeit noch Manches abstreifen und sich in eine radicale Arbeiterpartei verwandeln werden, die mit uns Schulter an Schulter kämpft. Wir können nichts eifriger wünschen, als daß sie das nächstemal ihrer 72 statt 36, die sie jetzt sind, ins Haus kommen, und es ist selbstverständlich, daß wir zwischen einem Conservativen und einem Socialdemokraten immer und überall den Socialdemokraten wählen werden: denn nur mit ihrer Hilfe allein kann es gelingen, daß wir diese widrigen und schimpflichen Zustände doch am Ende glücklich überwinden und zwingen."

Prätendentenhunger.

Wien, 28. März.

Die französischen Prätendenten sind nie um Gründe verlegen, wenn sie den Nutzen der Monarchie für das von inneren Wirren zerrissene Frankreich darlegen wollen. Verfolgt die Republik eine anticlericale Politik, so spielen sie sich zu Schützern der religiösen Interessen auf; wächst die radicale Strömung, so sind sie die Wächter der Ordnung und die Vertreter des ruhigen Fortschrittes; droht aber gar der Socialismus größeren Einfluß zu erlangen, so erheben sie den Anspruch, allein den Besitz und die bestehende Gesellschaftsordnung mit Erfolg zu vertheidigen. Unter allen Umständen aber behaupten sie, die Sache der Moral und der ehrlichen Leute zu verfechten.

Der Graf von Paris hat es für angezeigt gehalten, durch ein Manifest an die Vorsitzenden der monarchistischen Comités in Frankreich, in welchem dieselben Redensarten wiederholt werden, die man in den Kundgebungen der Prätendenten zu finden gewohnt ist, seine Ansprüche auf die Krone Frankreichs wieder in Erinnerung zu bringen. Einen praktischen Erfolg wird wohl der Verfasser dieses Schreibens selbst nicht erwarten. Es ist noch nicht lange her, daß der Führer der Monarchisten, Graf Haussonville, ein Schreiben ähnlichen Inhalts in den Blättern veröffentlichte, ohne daß der geringste Erfolg zu Tage getreten wäre. Allerdings ist seither der Corruptionsschlamm des Panama-Scandals noch höher emporgespritzt und das Vertrauen in die Ehrlichkeit der Staatsleiter und Volksvertreter hat neue schwere Einbußen erlitten; aber Frankreich ist weit entfernt, Ehrlichkeit und gute Verwaltung für den besonderen Vorzug der Monarchie zu halten. Der Graf von Paris kennt doch die Tradition, welche die Regierung Louis Philipps hinterlassen hat, und die Schlammwelle der Corruption, welche damals das Land überfluthete.

Voraussichtlich werden nicht die Monarchisten von der Verderbniß profitiren, welche die Panama-Angelegenheit aufgedeckt hat, sondern die Socialisten, welche das Eine für sich haben, daß sie noch niemals Mitschuldige an solchen Raubzügen waren. Der Graf von Paris fühlt selbst, daß seine Aussichten gering sind, er fordert daher seine Anhänger auf, jedes Bündniß mit anderen Parteien einzugehen, welches die Sache „der socialen Vertheidigung und der religiösen Freiheit" ihnen gebietet, er begnügt sich also eigentlich mit dem, was man seit längerer Zeit mit absichtlicher Dunkelheit die „Concentration der conservativen Elemente" nennt. Während aber die gemäßigten Republikaner damit die Republik zu festigen, die Ueberschwänglichkeiten der Radicalen und die Gewaltthätigkeiten der Socialisten niederzuhalten suchen, will der Graf von Paris auf diesem Umwege die Monarchie wieder herstellen. Zu diesem Zwecke verdächtigt er alle republikanischen Einrichtungen, erklärt die Unabhängigkeit des Richterstandes für gefährdet und die Regierung für unfähig, dem Socialismus zu widerstehen und eine nationale Politik nach außen zu vertreten. Alles, was in der Republik schlecht ist, werde die Monarchie zum Besseren wenden.

Diese Sprache ist zu plump, um Erfolg zu haben, und der Hinweis des Grafen von Paris auf seinen Sohn, „der die Gluth seiner französischen Empfindungen bereits bewiesen" habe, reizt mehr zu heiterem Erstaunen als zu ernster Würdigung. Dieser junge Mann, dessen Herz stärker für eine Sängerin als für seine monarchische Würde schlug, der eine lächerliche Farce aufführte, um den einfältigen Pöbel auf sich aufmerksam zu machen, soll berufen sein, das durch Parteiungen zerrissene, von Corruption und Lüge beherrschte Land wieder aufzurichten? Die Republik braucht sich vor solchen Gegnern wahrhaftig nicht zu fürchten. Die wirklich ernsten Gefahren, die ihr drohen, sind in ihrem eigenen Schoße verborgen; sie erwachsen aus dem Ehrgeiz der Politiker, aus dem einsichtslosen Radicalismus, aus der Schwäche und Uneinigkeit der Republikaner in der Regierung und im Parlament. Das Regime der ehrlichen Männer, die aber nicht blos ehrlich, sondern auch besonnen und energisch sein müssen, bereitet sich vor — die Wahl Perier's zum Kammer-, Ferry's und jetzt Challemel-Lacour's zum Senatspräsidenten zeigt dies an. Dieses Regime kann aber nur ein republikanisches sein, wenn es mit Erfolg den revolutionären Socialismus und Radicalismus überwinden soll. Frankreich bedarf der friedlichen Entwicklung seiner Kräfte und Hilfsquellen, während die Monarchie zu einer Quelle neuer Stürme und Umwälzungen werden müßte. Der Prätendentenhunger wird kaum so bald seine Sättigung finden.

Die Arbeiter-Unfallversicherung in Oesterreich.

Wien, 28. März.

Die Arbeiter-Unfallversicherung glich bis vor Kurzem einem Veilchen, das im Verborgenen blüht, denn erst durch den erschöpfenden Bericht des Gewerbeausschusses, welcher anläßlich der Regierungsvorlage betreffend das Ausdehnungsgesetz zur Unfallversicherung an das Abgeordnetenhaus erstattet wurde, drang seit langer Zeit eine autorative Kunde über diesen Versuch, neben der Krankenversicherung dem ersten auf dem Gebiete der Socialversicherung in Oesterreich, in die Oeffentlichkeit. Der Berichterstatter hat die Unfallversicherung ausgegraben und fand, trotzdem sie erst wenig mehr als drei Jahre zählt, ihr Antlitz durch Runzeln des Alters verunstaltet; er fand sie angekränkelt nicht von des Gedankens Blässe, sondern von dem Actenstaube der Registraturen, in welchen sie dahinsiecht; er griff zur Feder und rief — es war damals das herrlichste Wetter, in Gottes freier Natur, nicht etwa im Parlamente — ihr zu:

„Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde, geschwinde!"

Mit einem Worte, er stellte die Diagnose: Puls matt, Ernährung unzureichend, Krankheitsbild: hochgradige Lethargie, Versumpfung, Bureaukratismus; einziges Heilmittel: Beginn eines neuen Lebens für die Welt statt fürs Papier, Modernisirung der Gebahrung, Raschheit der Geschäftsabwickelung!

Und wahrlich, das Horoskop der Arbeiter-Unfallversicherung steht auf Krieg und Untergang, wenn nicht frisches, warmes Blut den schon verknöcherten Anstalten zugeführt wird; verknöchert zufolge des Erbübels, das allen Institutionen anhängt, die in staatlicher Abhängigkeit entstehen und unter staatlicher Patronanz sich fortentwickeln sollen. Die Regierung hat die Anstalten errichtet, sie übt fortgesetzt einen maßgebenden Einfluß auf sie aus, ja, sie betrachtet sie als ihr direct untergebene Organe; trotz unseres beschränkten Unterthanenverstandes müssen wir da doch mit der Gräfin in „Zigaro's Hochzeit" rufen: „Herr Graf, das geht zu weit!" Denn wenn auch die Unfallversicherungsanstalten als öffentlich rechtliche Institute zur Durchführung eines wichtigen, im Staatsinteresse gelegenen Geschäftes geschaffen wurden, so sind sie im Gesetze als autonome Selbstverwaltungskörper gedacht, in welchen die Regierung ohnehin durch ein Drittheil der Vorstandsmitglieder vertreten ist, obzwar die Staatsverwaltung nicht einen Kreuzer, ja, nicht einen Heller zur Unfallversicherung beisteuert. Doch dies ist nicht jene Gesetzesbestimmung, gegen welche wir uns hier wenden müssen; eine Hauptmißlichkeit liegt in der steten Abhängigkeit der Unfallversicherungsanstalten von den politischen Erstbehörden, wobei wir jedoch letzteren das Zeugniß ausstellen müssen, daß sie nicht etwa einen Sport hiermit treiben, sondern die Anstalten einfach deßhalb nicht selbstständig ihres Amtes walten lassen, weil sie gesetzlich hierzu genöthigt sind; mit einem Worte, sie empfinden die stete Behelligung mit allen möglichen Unfallsangelegenheiten als eine Last; die Unfallversicherungsanstalten haben dasselbe Gefühl anbetrachtlich ihrer Abhängigkeit von den Behörden, ohne deren Mittwirkung sie kaum einen Schritt unternehmen können; wir fragen, weßhalb plagt man beide Theile mit einer Bürde, die beide bedrückt, weßhalb gibt man nicht der Anstalt, was der Anstalt, und der Behörde, was der Behörde ist? Wir fragen dies umsomehr, da diese Abhängigkeit wesentliche Schuld trägt an dem Hauptgebrechen der Unfallversicherung, der schleppenden, verspäteten Zuerkennung der Entschädigungen, also an der Nichterfüllung des obersten Zweckes der Anstalten, das ist der raschen Verabfolgung der Unterstützungen an die zu deren Bezuge Berechtigten. Die allbekannte, oft beklagte, aber nie abgestellte Ueberlastung der politischen Behörden erster Instanz hat die Folge, daß die ihnen vorbehaltenen Unfallserhebungen ihrerseits zumeist den Gemeinden übertragen werden, die auch wieder tausend andere Dinge zu thun haben daher sie diese neu hinzugekommene Behelligung, als welche sie natürlich die Unfallserhebung ansehen, thunlichst lange ignoriren; die Anstalt erhält demnach das Unfallerhebungsprotokoll sehr oft verspätet, häufig erst nach wiederholten Betreibungen; so lange es aber die Anstaltsverwaltung nicht hat, vermag sie sich kein Urtheil darüber zu bilden, ob ein zur Entschädigung berechtigender Betriebsunfall vorliegt, und ebensowenig darüber, wie hoch sich der Jahresarbeitsverdienst des Verletzten belief, mit welchem Betrage daher die Entschädigung festzustellen ist; demnach hängt das Wohl und Wehe der Entschädigungsberechtigten in erster Reihe von der Raschheit der Unfallserhebung ab. Nicht minder aber ist es abhängig von der Promptheit der Geschäftsgebahrung der Anstalt selbst, also vor Allem davon, ob dieselbe die nicht rechtzeitig eingelangten Erhebungsprotokolle betreibt, sich also wieder einer unvermeidlichen Vielschreiberei befleißigt, oder ob sie einfach wartet, bis das ersehnte Erhebungsprotokoll, ersehnt von dem Verletzten, nicht etwa von der Unfallversicherungsanstalt, bei ihr eingelangt sein wird. Schon hieraus erhellt, daß für die Raschheit der Zuerkennung der Entschädigungen der Geist maßgebend ist, welcher in der Geschäftsgebahrung der Anstalt herrscht; nach dem eingangs Erwähnten ist von demselben verzweifelt wenig zu erwarten. Wäre aber auch bei irgend einer Anstalt das Bestreben zu finden, rasch amtszuhandeln, so könnte es nicht zur Geltung kommen zufolge der Organisation dieser Institute, die ein wahres Meisterstück des Bureaukratismus ist; doch hören wir hierüber den sachkundigen Bericht des Gewerbeausschusses: „Jener bureaukratische Zug, welcher der Unfallversicherung in Oesterreich anhaftet, erstreckt sich übrigens auch auf die territorialen Versicherungsanstalten selbst. Innerhalb des engeren Rahmens der letzteren selbst

---

ihr, denn auch die Griechen haben polychrome Marmorstatuen gehabt. Man darf über den Laokoon und die pergamonischen Funde hinausgehen; denn wenn schon die Griechen sich in so freiem Stil ergingen, so steht uns füglich noch ein bischen mehr Freiheit zu. Die antike Robe, der ideale Draperiemantel ist gefallen; wir dürfen moderne Porträtstatuen aufstellen, wie in diesem Stücke ja auch die Alten modern gewesen. Wir dürfen ferner bei unseren Bildwerken virtuos das Material sprechen lassen, dank den pompejanischen Bronzen, den italienischen Bravourstücken in figuralem Marmor, und dank so vielen prächtigen Holzfiguren aus deutscher, französischer und spanischer Gothik und Renaissance. Genreplastik ist auch als höchst gefällig längst zugelassen, und je barocker der Baukünstler ist, desto freieres Feld läßt er dem Decorationsbildhauer. Nun ja, monumentale Ruhe thut gut, aber eben an Monumenten ist sie nothwendig am Platz und auch da muß sie sich mit dem berechtigten modernen Realismus vertragen. Und ist bei so reich zugemessener Indulgenz der heutige Bildhauer noch immer beengt?

Grenzerweiterung ist auch sein Verlangen, sein Versuch. Er gibt sich nicht einmal damit zufrieden, daß seit Ghiberti, seit Collin und neuestens seit Meyr ihm auch das malerische Relief zugestanden ist. Er will weitere Zugeständnisse, und zwar im eben gedachten malerischen Sinne. Und so erleben wir die wunderliche Erscheinung, daß einerseits Malerei Musik werden will und andererseits Plastik Malerei.

Nun ja, Eines hat die Bildhauerei bei diesen Neuerungsgelüsten noch voraus: sie bleibt wenigstens vorderhand noch auf dem Boden der bildenden Künste, während die Malerei auf den Flügeln des Gesanges sich auch darüber hinausschwingen möchte. Und wie bei der Malerei zielen wir auch bezüglich der Stilwandlung in der Plastik nicht ins Blaue. Vor unseren Augen vollzieht sich der eine und andere Schritt auf der neuen Bahn.

Wir haben beispielsweise das Anzengruber-Grabmal im Gedächtniß. Was errang den ersten Preis, was wurde zur Ausführung bestimmt? Ein liebliches — Genremotiv! Also Genre und Monument erscheinen in diesem Falle Eins, die Stilgrenze zwischen beiden ist aufgehoben. Und etwas Aehnliches tritt uns auf der gegenwärtigen Ausstellung nahe. Franz Vogl's Raimund-Denkmal begeistert uns hier nämlich in verdrießlicher Auflage. Der Dichter sitzt auf einer Bank, vom Buche, das er in Händen hält, sinnend aufblickend, und hinter einem Felsen her beugt sich über ihn die Volksmuse herab, wie ihn und seine Gedankenarbeit belauschend, wie neugierig vom Inhalt des Buches Kenntniß nehmend. Das ist decorativ, das ist malerisch erdacht und wird gleichwohl Monument werden! Und dieser Fall ist auf anderem Gebiete das gesuchte Seitenstück zu Dettmann's Heiliger Nacht.

Alte und neue Schule treten auf der Ausstellung wohl auch noch in vielen anderen Stücken gegen einander auf, aber schärfer vollzieht sich die Linkswendung nirgends als in den beiden angeführten Beispielen. Wir haben diese daher auch eigens herausgegriffen, um an sie unsere allgemeinen Bemerkungen über die sichtbare Geschmacksänderung im modernen Kunstschaffen zu knüpfen. In einem folgenden Berichte werden wir das reiche Material daher flinker durchgehen können und dabei doch schon im Wesentlichen orientirt sein. Es wird dann genügen, die werthvollsten Gegenstände hervorzuheben und zugleich anzudeuten, welcher der beiden hier näher geschilderten Richtungen sie angehören.

Das Raimund-Denkmal gibt uns aber noch zu einer eigenen, vom Ausstellungsgebiete abseits liegenden Bemerkung Anlaß. Das Denkmal soll vor das Deutsche Volkstheater zu stehen kommen. Das erschien natürlich und geziemend, so lange es eben nur dieses eine Volkstheater gab. Der Raimund gehörte dahin, wo im ausgesprochenen Maße der Volksmuse gehuldigt werden sollte: nichts einfacher als das! Mittlerweile ist's aber mit der Gründung eines eigenen Raimund-Theaters Ernst geworden, und wir werden dasselbe diesen Sommer über erstehen sehen. Wenn also über den Denkmalplatz anläßlich dieses neuen, ins Gewicht fallenden Umstandes nicht eine andere Bestimmung getroffen wird, so wird es ein Raimund-Theater geben ohne Raimund und ein Volkstheater mit Raimund. Gnade dem Fremden, Gnade all Jenen, die nicht genaue Platzkenntniß haben! Die Conmerksam zu machen, ehe man die Verwirrung fertigbringt. Wir urtheilen unbefangen, denn uns ist das eine Theater so lieb und leid als das andere; lieb: wenn es Gutes bringt, leid: wenn es seine Bestimmung verkennt. Man sehe aber zu, denn am Ende weiß Raimund selbst nicht, wohin er gehört.

H. St.